

Frank Michael Orthey

Von der Urzeit zur Medienzeit.

Ein Zeit-geschichtlicher Essay

Beitrag für die Zeitschrift „merz“

Zeitschrift für Medienpädagogik. Nr. 2 April 2014, S. 13 – 20

Manuskript des Autors

Inhalt

Die Zeiten ändern sich

Urzeit: Überlebenszeit

Vormoderne: Naturzeit

Moderne: Uhrzeit

Postmoderne: Gleichzeitigkeit in der Medienzeit

Die Zeiten ändern sich

Offenbar hat sich unser Verhältnis zur Zeit von Zeit zu Zeit geändert. Wir beobachten heute Zeit anders als vor hundert Jahren, wir nehmen sie anders wahr und sie wirkt anders, weil wir sie uns anders vorstellen. Die Bilder, die wir uns von Zeit heute so zusammenkonstruieren, wären vor hundert Jahren gar nicht möglich gewesen. Die Umweltbedingungen ließen es nicht zu - und es hätte auch keinen Sinn ergeben. Stellen Sie sich mal Ihre Urgroßeltern inmitten von Menschen vor, die vor sich hin brabbeln und gleichzeitig Wischbewegungen über kleine flache Rechteckkästchen machen während sie gerade noch die U-Bahn erwischen ... Welchen Sinn hätte das vor 100 Jahren ergeben sollen?

Insofern hat sich nicht die Zeit geändert, sondern die Bilder der Zeit, die wir uns zusammenbasteln. Geändert hat sich die Umwelt unserer Zeitkonstruktionen. Und das ist auch die mediale Umwelt der jeweiligen Zeit-Vorstellungen. *Unter welchen Umwelt-Bedingungen wurde und wird Zeit in welcher Weise wahrgenommen und gedacht?* Dieser Frage geht dieser Beitrag nach. Mit einigen Vereinfachungen, die nötig, aber der Komplexität des Thema nicht immer angemessen sind.

Auch wenn es immer – selbst als der Begriff „Zeit“ noch gar nicht erfunden war - unterschiedliche Zeiten nebeneinander gegeben hat, lassen sich doch die folgenden Trends für die Konstruktionen von Zeitlichkeit markieren: *Urzeit, Vormoderne, Moderne und Postmoderne* (vgl. Geißler 2011). Diese stellen eine grobe und nicht immer trennscharfe chronologische Abfolge der Entwicklung des Zeiterlebens und der Zeitvorstellungen dar. Sie stehen für die epochal jeweils präferierten Zeitvorstellungen. Das Verhältnis von Zeitbewusstsein und Medien ist dabei kultur- und kommunikationsgeschichtlich gekoppelt.

Urzeit: Überlebenszeit

Der aufrechte Gang war gerade in Mode gekommen und die Menschen lebten in familienähnlichen Verbänden in Höhlen. Sie jagten und harrten anschließend der Dinge, die da auf sie zukamen oder jener, die sie brauchten, um weiter zu leben. Als sie mal wieder nichts zu tun hatten außer vor sich hin zu leben, mal wieder nichts mit ihrer Zeit anzufangen wussten, weil genug Wild erlegt war und weil sie es womöglich auch satt hatten, nichts zu tun, kamen einige auf die Idee, an die Wände zu malen – ein Ritual der Verewigung, das sich, wie die Graffitis in unseren Großstädten zeigen bis heute erhalten hat. Solche frühen Höhlenmalereien können als *erste Anzeichen*

für die *Entstehung eines Zeit- und Geschichtsbewusstseins* verstanden werden. Die Macher haben nicht mit Stöcken auf die Erde in den Sand gemalt. Ihre Werke sicherten sie durch spezielle Techniken gegen Vergänglichkeit, sie sollten erhalten bleiben und den Zukünftigen signalisieren: „Es gab uns. Wir waren da. Und das möchten wir euch hinterlassen.“ Diese mediale Praxis steht für die *Entstehung eines Zukunftsbildes*. Nicht mehr nur das Hier- und-Jetzt zählt, sondern auch das, was in der Zukunft geschehen kann. Dafür wird Wichtiges an den Höhlenwänden für die nachfolgenden Artgenossen konserviert. Das Dasein ist nicht mehr instinktgesteuert, sondern über das Bewusstsein. Und dieses ist jetzt auch ein zeitliches. Der „Fortschritt“ in der Urzeit bestand darin, dass ein Zeitbewusstsein entstand. Ein solches unterscheidet Vergangenheit und Zukunft – und daraus konstruiert sich, systemtheoretisch gesehen, ein Bewusstsein von Gegenwart. Die Lebewesen der damaligen Zeit begannen sowohl ihre Vergangenheit in den Blick zu nehmen als auch die Zukunft derer, die ihnen folgen sollten. Die Gegenwart nutzten sie – außer fürs pure Überleben – dafür, diese zu dokumentieren. Und zwar so, dass auch künftige Generationen von ihren dokumentierten Erfahrungen so profitieren, dass sie (besser) überleben konnten.

In der Urzeit waren das Zeitbewusstsein und die Konstruktion von Zeitlichkeit verbunden mit den *Notwendigkeiten, das eigene Leben- und Überleben sicherzustellen*. Wann ist es Zeit zum Jagen, wann zum Sammeln? Wie lange warten? Wann aktiv werden, um weiter überleben zu können? Das waren existentielle Fragen, deren Antworten von der Umwelt, der Natur und dem gestirnten Himmel gegeben wurden.

Urzeitliche Zeit-Konstruktionen waren tendenziell an den *zeitlichen Erfordernissen des bloßen Überlebens im Hier-und-Jetzt der Gegenwart orientiert*. Es entstand im Ansatz etwas, das wir heute *Zukunftsbild* nennen. Dieses war auf Arterhaltung hin angelegt. Die Zeit kam und ging, wie sie war – aber ihre Zukunft hatte begonnen – auch ohne, dass das Wort „Zukunft“ bereits erfunden gewesen wäre. Erstmals wurde dies medial dokumentiert.

Vormoderne: Naturzeit

Zeit ist auch ein Problem der Sprache. Man kann Sprache nur nacheinander gebrauchen, man kann nicht alles gleichzeitig sagen. Dadurch kommt das Zeitphänomen der Vergangenheit und der Zukunft in der Gegenwart der Sprache

vor. Vermittels Sprache kann man sich an die Vergangenheit erinnern sowie Zukunftsbilder entwerfen und teilen. Die Entwicklung von gemeinsam geteilter Sprache war damit auch ein Meilenstein in der Entwicklung von Zeitbewusstsein. Denn das konnte nun auch in Worte gefasst werden und es konnten dafür auch Worte ge- und erfunden werden. Die Zeit „zur Sprache zu bringen“, das geschah zunächst noch verdeckt, indem über Veränderungen, vornehmlich über diejenigen des Wetters gesprochen wurde. Zeit genug gab es dafür, denn die Natur gab weitgehend den Rhythmus vor. Und wenn die Sonne früh unterging, dann gab es viel Zeit zum Sprechen. Zumal es zum Lesen ja noch nichts gab. Das kam erst später, als Sprache auch zunächst auf Papyrus- und Pergamentrollen und dann auf Drucksachen und unters Volk und in die Archive gebracht werden konnte. Aber der Reihe nach ...

In der *Vormoderne* waren es die an die Natur angelehnten Rhythmen, z.B. die Wechsel von Tages- und Nachtzeiten oder von Jahreszeiten, die die Zeitkonstruktionen von der Umwelt und ihren Anforderungen her bestimmten. Da die Naturzeiten (Tag-Nachtrhythmus, Mond-, Monats- oder Jahreszyklen) von zyklischer Wiederkehr geprägt waren, war das Zeitverständnis ähnlich, es war tendenziell *zirkulär* angelegt. Das volkstümliche Bild war das Rad der Zeit. Es drehte sich immer weiter und alles hatte seine Wiederkehr. Dauer, nicht Wechsel bestimmte das Zeitbewusstsein, Neuerungen waren Sünde, Neugier und Forschen brachten Unruhe in die sich dahinschleppende Zeit. Die schien manchmal stillzustehen. Warten, Beharrlichkeit, Wiederholung bestimmen das Sein. Es passierte kaum etwas, das der Erfassung oder Koordinierung bedurft hätte. Also brauchte es auch keine Messungen - und erst recht keine Uhrzeit.

Die Zeiten wurden von der *Wiederkehr der rechten Zeitpunkte* her bestimmt. Diese orientierten sich an den Bedürfnissen und Notwendigkeiten, die eigene Existenz im Einklang mit der Natur zu organisieren. Da gab es die Zeit zum Säen und die Zeit zum Ernten – alles fand seine rechte Zeit nach Maßgabe der wiederkehrenden Zyklen und Rhythmen der Natur.

Die Kirche tat als machtvolle Organisation ein Übriges dazu und richtete die wiederkehrenden Zeiten des Kirchenjahres ein, was genaugenommen ein allererstes Anzeichen für die Entstehung von abstrakter Zeitorganisation war. Kirchen waren damit auch *Orte medialer Kommunikation*, die in den zahlreichen Gemälden und bildhaften Ausstattungen zum Ausdruck kam. Deren räumliche Ausrichtung ließ

Rückschlüsse auf die Adressaten der Botschaften zu: mal waren die Laien, mal die Kleriker angesprochen von den Legitimationsbildnissen der Bischöfe. Die kunstvolle und aufwändige Gestaltung der Medien bringt zum Ausdruck, dass es hier um Dauerhaftigkeit, um Erhaltung und Bewahrung und um die Wiederkehr der jeweiligen Botschaft ging. „In Ewigkeit, Amen.“ Versteht sich!

Die Wiederkehr des Natürlichen als Zeitmaß ermöglichte eine klare Orientierung, wirkte aber auch stark disziplinierend. So mussten individuelle, soziale und gesellschaftliche Zeiten so konstruiert werden, dass es möglich war, die Ernte zum passenden, rechten Zeitpunkt einzuholen. Zeichnete sich morgens ein schöner Sommertag ab, dann schien das als günstige Gelegenheit, heute zu ernten. Das wird heute gerne romantisch geschönt. Denn auch damals gab es zeitliche Zwänge. Die Ernte *musste* eben im Sommer einholt werden und nicht im Winter. Auch die Orientierung der Zeitmaße an natürlichen Rhythmen hatte Zwänge, die andere Zeitformen zumindest saisonal beschränkte. Im Sommer gab es wenig Zeit zum Geschichtenerzählen, nur die nötigsten Pausenzeiten. Auch hier war die Zeit der Individuen eher über naturgesteuerte Umwelteinflüsse festgelegt. Zeit für Kunst und Kultur kam für viele Menschen gar nicht vor.

Vormoderne Zeitkonstruktionen waren an *natürlichen Zeitmaßen und -rhythmen orientiert*. Das Zeit-Bild wurde von *Wiederkehr des Bekannten* bestimmt. Die Zeit war – so die dominante Vorstellung - ein Kreis, der sich natürlich drehte. Mediale Zeugnisse waren Bildnisse in Kirchenräumen und in den öffentlichen Räumen. Auch die Reichweite der Medien nahm zu: durch geteilte Sprachen erreichten sie mehr Menschen, sie erreichten diese schneller und mit länger anhaltender Wirkung. Die mächtigen Kirchenführern und Adelsherren sorgten dafür mit großvolumigen Versammlungsorten (Kirchen, Plätze) für viele Menschen und deren pompöse, die Massen ansprechende mediale Ausgestaltung. Immerhin ging es darum, das erhalten blieb, was erhalten gehörte. Und dies alles seinen immer wiederkehrenden Gang gehen konnte. Auf ewig und drei Tage!

Moderne: Uhrzeit

In der *Moderne* war zyklisches nicht mehr modern. Es sollte eher vorwärts gehen, immer geradeaus weiter voran, berechenbar, schnell und auf Vollendung hin ausgerichtet. Möglichst *linear* sollte das sein. Und so wurde auch die Zeit wahrgenommen. Und sie wurde gemessen. Die Zeitmessung war zwar schon lange

„erfunden“ – immerhin gab es schon jahrhundertlang Sonnen- und später Wasseruhren, erstmalig wohl in Ägypten ca. 1380 vor Christus. Sanduhren sorgten bereits im 14. Jahrhundert für die Messung der Zeit im Alltag. Sie erleben heute - neben ihrer Funktionalität in der Sauna - auf so manchem Display und in einigen Computerprogrammen ihre Wiedergeburt. Sie zeigen an, dass die Zeit verrinnt. Meistens zu langsam. Für zeitliche Synchronisierungs- und Koordinierungsleistungen über Entfernungen taugten sie aber damals nicht. Der Durchbruch der Zeitmessung gelingt insofern erst ausgehend von einem Gerät, das im 13. Jahrhundert in Paris am Hofe Ludwigs IX. entwickelt worden sein soll. In den folgenden Jahrhunderten wird die Genauigkeit der mechanischen Räderuhren zunehmend verbessert. Mit diesen ist neben Genauigkeit auch *Synchronisation möglich*. Das konnte die Kirche gut gebrauchen, um das eigene Personal in den Klöstern zu disziplinieren. Später wurde die große Kirchturmuhre das weithin sicht- und hörbare Medium der Synchronisierung des Lebens und Arbeitens der Gläubigen. Lange Zeit übrigens noch von Ortschaft zu Ortschaft, von Kirchspiel zu Kirchspiel unterschiedlich im Geläut. Hinzu kamen die öffentlichen Uhren – und sorgten manchen Ortes für ein zähes Ringen um die „richtige“ Zeit.

Die verbreitete Messung linearer Zeit wird gebraucht, weil sich die Gesellschaft so schnell zu verändern beginnt, dass man den neuen Tag nicht mehr wiedererkennen kann, weil er vom gestrigen Tag so verschieden ist. „Die Zeitmessung entsteht gleichzeitig damit, dass die Gesellschaft kompliziert wird, sie kommt mit dem Verkehr, mit dem Postwesen, dem Geldwesen, dem Handel, mit den Eisenbahnen.“ (Hoeg 1995, S. 42/43) Diese Entwicklungen zeichneten sich bereits im Spätmittelalter ab und führten zu Notwendigkeiten, die Zeit zu organisieren. Das brauchte Ordnung. Die schaffte man mit der Uhr. Sie wurde modern. Mit der Urbanisierung und Merkantilisierung wurden die Turmuhren in den Städten Ordnungs-, Koordinations- und Synchronisationsinstrumente. Zeit, verstanden als Uhrzeit, wurde zu einem *formalen, standardisierten abstrakten Referenzsystem*. Mit der Uhr stand ein neutrales, weil mechanisch betriebenes, und damit ein berechenbares und ein verlässliches System bereit, an und mit dem allerlei zeitlich abgetragen und vermessen werden konnte. Dessen lineare Zeitleiste ermöglichte Messung, Koordinierung und Synchronisation. Unabhängig von der Natur – und abgekoppelt von bestimmten Inhalten. Damit konnten ohne Berücksichtigung von Inhalten und ohne aufwendige Verhandlungen Bauern, Händler, Märkte und Käufer,

später auch Schüler, Lehrer und Lehrplan aufeinander abgestimmt werden. Uhren als Zeitmesser waren Instrumente, mit denen sich Ordnung herstellen und medial in Umlauf bringen ließ. Das alles war ziemlich machtvoll, kam aber mit viel aufgeklärter Vernunft geschönt daher. Auch hier galt es viel aufzuholen. Die Vernunft hatte sich verspätet. Das einzige Mittel, diese Verspätung aufzuholen, ist das der *Beschleunigung des Verfahrens*. Das ist bis heute unverändert. Es wurde zum Leitgedanken eines Zeitalters, das den Fortschritt entdeckte und ihn für sich beanspruchte. Zeit erschien dafür als eine brauchbare steuerungsfähige Größe. Die moderne „Vernunft“ war auch eine Vernunft des Kapitals. Mit Individuen, die in Zwänge hinein freigesetzt wurden: Seit dem 17. und 18. Jahrhundert mit großen Fortschrittshoffnungen und –utopien. Und mit viel Macht der Institutionen und Organisationen über die Individuen. Diese Macht wurde über die Organisation und Kontrolle von Zeit ausgeübt.

Da Macht viel mit der *Macht über Zeit* zu tun hat, weil Zeit viel mit Leben und mit Arbeiten zu tun hat, gab es in der Moderne *organisationalen Zeitstrukturierungen als neue, zusätzliche Anforderung*. Im Zuge der Industrialisierung mit auf Maschinen basierenden, fordistischen und tayloristischen Arbeitsformen wurde Zeit zum zu bewirtschaftenden Gut. „Zeit ist Geld“ wurde die Formel, Vertaktung das Prinzip der Lohnarbeit. Die Wirtschaftsordnung, die uns heute so selbstverständlich und vertraut vorkommt, nahm damals ihren Lauf. Sie konnte ihn nur nehmen, weil mit den modernen Zeitmessungsinstrumenten nun eine Möglichkeit bereitstand, Arbeiten und Leben zu erfassen, zu rationalisieren und sie vollends dem Diktat des Geldes zu unterwerfen. Und das mit – damals vermeintlich - endlosen Steigerungs-, sprich Beschleunigungsmöglichkeiten. Die heute oft beklagte Totalrationalisierung und Kommerzialisierung des gesamten Lebens ist ein Produkt der Zeitkonstruktionen der Moderne. Beschleunigung war die Folge, denn der Takt lässt sich beschleunigen. (Uhr-) Zeit war – und ist - nur eine abstrakte Hilfsgröße, um Arbeit berechenbar, plan- und kontrollierbar zu machen. Das änderte den Zwangscharakter, der nun nicht mehr von sehr ursprünglichen (Urzeit), von natürlichen (Vormoderne) sondern von *organisationalen Anforderungen* her zentriert war. Das wurde und wird als Zumutung empfunden, weil auch hier die Autonomie und die Flexibilitäten der Menschen in ihren Zeitkonstruktionen eingeschränkt werden – und weil der abstrakte Takt der Organisationsanforderungen, z.B. in der Fließfertigung mit vielen natürlichen Rhythmen des Menschen kollidierte. Die organisationalen zeitlichen Zwänge wurden

und werden tendenziell als schlimmer empfunden als die zeitlichen Zumutungen der Natur. Manche sprachen und sprechen von einer „Enteignung der Zeit“ (vgl. Zoll 1988b, S. 85). Kein Wunder, dass da die Freizeit als Gegenmodell erfunden werden musste.

Über die modernen Zeitstrukturierungsmächte wird insgesamt das Bewusstsein geschärft, dass Zeit etwas ist, das besser oder schlechter genutzt und *verwertet* werden kann. Die Bestimmung ihres Wertes misst sich nach der Zahl der Akte der Bedürfnisbefriedigung pro Zeiteinheit. (vgl. Scharf 1988a, S. 156/157). Schöne Bescherung, was die Moderne uns da hinterlassen hat.

Die Uhr ist wohl vielmehr noch als die Dampfmaschine der eigentliche Motor, die eigentliche „Maschine“ der Industrialisierung. Der Kampf um die Zeit und damit auch um die Zeithoheit und –autonomie hatte begonnen, weil man mit ihr Macht ausüben und Ordnung herstellen kann. *Wer die Zeithoheit hatte, der hatte und der hat auch heute noch die Macht.* Das machten die jeweiligen Machthaber seit der Entwicklung der Räderuhren auch sichtbar deutlich. Die Uhren bekamen erhabene machtvolle Plätze, an Kirchtürmen zuerst, dann an den Türmen der Kommunen und letztlich an den imposanten Uhrentürmen in den Fabrikationsstätten der Großunternehmen. Dort, wo die Macht wirklich ansässig war.

In Folge dieser „modernen“ zeitlichen Rationalität rückte Beschleunigung stark in den Blick derer, die sich da so ihre Zeitvorstellung zusammenkonstruierten. Es war einerseits eine technische Beschleunigung, die möglich wurde und die „Modernisierung“ vorantrieb. Der Erfindung der Dampfkraft folgte der „Zug der Zeit“, die Eisenbahn, als technischer Beschleunigungsmotor. Sie brachte es „vom schönen Ungeheuer zur Ästhetik der Geschwindigkeit“ (Hoeg), wurde zum Bild des Fortschrittes. Die Eisenbahnen „eilen, sie dröhnen, sie pochen und hasten um des Glückes willen, so sagt man, der Menschheit“ (Dostojewski 1992, S. 577). Zum Glück dazu kam alsbald das Automobil.

Insbesondere aber waren es die Medien, die dieses Glück beschleunigten und in die Welt trugen: konkret die Verbreitung von Tages- und Wochenzeitschriften, von Telegrafie und Telefonie, von Rundfunk und Fernsehen. Das Glück, so die Botschaft hinter vielen Botschaften, die in die moderne Welt kommuniziert wurden, sei dort zu finden, wo es „immer schneller“ zugeht.

Die ökonomischen Antriebe der technischen Beschleunigung gingen einher mit der Beschleunigung sozialer Prozesse und derjenigen des Lebenstempos – dies haben

die zeitsoziologische Analysen von Hartmut Rosa eindrücklich nachgewiesen (vgl. Rosa 2005). Das Muster wurde privatisiert und kulturelles Inventar. Das „Leben als letzte Gelegenheit“ (Gronemeyer 1996) ist daher bis heute bestimmt von der Idee, *möglichst viel Beschäftigungen* in ihm unterzubringen. Ein an Beschäftigung, an unterschiedlichen Erfahrungen reicheres Leben, das ist ein „erfülltes“ Leben! Je mehr, desto besser. Die sogenannten Massenmedien posaunen es in alle Welt. Dann muss es ja so sein. Also bitte: mehr, immer mehr davon! Und immer mehr Neues und Anderes. Auch wenn der vermeintliche Reichtum manchmal etwas ärmlich wirkt.

Moderne Zeitkonstruktionen arbeiteten sich an der *organisationalen Zeitstrukturierungsmacht* ab – und manchmal auch auf. Und das immer schneller! Das Zeit-Bild der Moderne war – und ist - auf immer schnellere Vollendung ausgerichtet. Die „moderne“, die lineare Zeit wurde als Zeit-Messer zum Zeit-Fresser. So die etwas deprimierende Folgerung aus den ganzen Fortschrittsparolen.

Der Fortschritt schreitet voran – was soll er auch sonst tun?

Mediale Möglichkeiten verbreiten ihn in aller Welt. Ohne Ende.

Postmoderne: Gleichzeitigkeit in der Medienzeit

Alles ist möglich - „anything goes“ –, so heißt der postmoderne Slogan. Alles geht. Immer. Und zugleich. Und es geht auch wieder vorbei. „Man hört Reggae, schaut Western an, isst Mittags bei McDonald und kostet am Abend die heimische Küche, trägt französisches Parfum in Tokyo, kleidet sich nostalgisch in Hong Kong, und als Erkenntnis tritt auf, wonach das Fernsehquiz fragt.“ So hatte Jean-Francois Lyotard, dem die Erfindung der Postmoderne gerne angehängt wird, dieselbe bereits 1988 durchschaut (Lyotard 1988, S. 197).

In dieser sogenannten *Postmoderne* sind auch die zeitlichen Wirklichkeitskonstruktionen *vielfältig, uneindeutig und oft widersprüchlich*. Und dies zudem *gleichzeitig*. Dort geht's um dies, da um das - und überall um vieles gleichzeitig. Hier dauert's etwas länger, dort geht's ganz flink. Die zeitlichen Wirklichkeiten der Arbeit und des Lebens sind vielfältig angelegt. Nicht mehr so klar gegliedert und planvoll gesteuert wie in der Moderne, sondern eher chaotisch und unübersichtlich. Vielfalt ist die größte Ressource – und die größte Herausforderung – der Postmoderne. Gesteuert wird dies über Selbststeuerung, nicht mehr über große Steuerungsapparate. Auch die mediale Totalverwursthung des Selbst in irgendwelche

„Profile“ ist selbstgesteuert. Ebenso wie die sogenannten flexiblen Arbeitszeiten. Die Verantwortung für deren „Management“ oder – heute auch wegen höherer Sozialverträglichkeit gerne genommen – der „Balance“ von Leben und Arbeiten wird radikal individualisiert. Zuständig ist die Einzelperson. Vielfältige, von der Natur und auch von den Organisationen entgrenzte Zeitmaße und Rhythmen bestimmen das Leben. Mediale Wirklichkeiten, soziale Netzwerke und der globale Hype verstärken dies. Zuständig, um Ordnung zu schaffen, bleibt der Mensch, in der Pädagogik einst als Subjekt geehrt. „Der große Zwang zur kleinen Freiheit“ (Geißler/Orthey 1998) ist die Folge zunehmender Möglichkeiten, die wir immer gerne gehabt hätten. Und nun, wo sie da sind, wird eben das zur Herausforderung. Möglichkeitsüberschuss, nennen das die Sozialwissenschaftler. Manchmal ist es auch ein Überfluss. Und manchmal ist er auch überflüssig. „Das aufgelöste Subjekt und seine Freunde“ (Orthey 2008) sind heute auf Facebook zu finden. „Gefällt mir“ das?

Die Folgen werden oft als belastend empfunden – und machen faktisch auch häufig krank. Zeitkonstruktionen sind von Knappheitsannahmen her justiert – obwohl die Lebenserwartung steigt und statistisch gesehen die Arbeitszeit sinkt. Aber ach, es gäbe ja noch so viel Anderes und Neues zu erleben. Das liegt daran, dass uns angesichts der vielfältigen Erfahrungshorizonte, auf die wir uns als Vergangenheiten berufen können, auch die Möglichkeiten, die wir zukünftig zu haben scheinen, noch vielfältiger erscheinen. Die multimedialen Zugänge zu möglichen Wirklichkeiten besorgen den Rest. Alles ist in der Postmoderne „multi-„. *Multioptional*, *multifunktional*, *multitasking* und eben auch multimedial muss es schon sein. Drunter geht's heutzutage nicht mehr. „Ich bin Viele!“ Besonders scheint das in den sozialen Netzwerken zu gelten.

Dieser *Möglichkeitsüberschuss* ist typisch postmodern. In der Zeitdimension zeigt er sich als „Überforderung des Erlebens durch Erwartungen“, wie der Soziologe Niklas Luhmann es bereits 1968 vorausschauend ahnte (vgl. Luhmann 1968). Ich habe also immer mehr Möglichkeiten. Daraus mache ich meine Erwartungen für das, was ich gerne erleben möchte. Aber das sind viel zu viele Möglichkeiten als dass ich sie tatsächlich jemals alle in meinem Erleben unterbringen könnte.

Ich kann mir also durch den Möglichkeitsüberschuss immer mehr und immer mehr neue mögliche Gegenwarten zusammenbasteln – oder „konstruieren“. Und das in dem Wissen, das diese immer auch anders sein könnten. Die Postmoderne hat die großen „Einheitserzählungen“, z.B. die von einer „Vernunft“ oder die von der einen

einziges „Wahrheit“ für tot erklärt. An ihre Stelle treten nun viele unterschiedliche „Sprachspiele“, so haben das die Postmodernen Denker in Anlehnung an den großen Philosophen Ludwig Wittgenstein genannt. Alle diese Sprachspiele, das sind sprachliche Sinnkonstruktionen, sind möglich. Nicht mehr nur eines. Viele. Und morgen wieder andere. Und ein anderes ist immer auch denkbar, recherchierbar, schnell herbei zu googeln. Was da alles so im Internet vonstatten geht, macht es konkret: es gibt alles, was User (nicht) suchen – einschließlich Shitstorms und solcher Wahrheiten, die kein Mensch braucht (Hatte Hitler drei Eier?). *Vernunft und Sinn gibt es nur noch im Plural*. Den Menschen auch. Das macht manchem von ihnen Druck. Sie nennen es Zeitdruck und sie haben Zeitprobleme. Dann machen sie Zeitmanagement, was die Problemwahrnehmung eher verschärft als entlastet. Sie versuchen die „Dichte der Handlungs- und Erlebnisepisoden pro Zeiteinheit“ – so benennt es der Soziologe Hartmut Rosa (2005) - zu steigern. Postmoderne Zeiten sind am Möglichkeitsüberschuss und durch eine *Vielfalt unterschiedlicher Bezüge der Zeiten orientiert*. Das Leben wird zum ständigen *Entscheidungsproblem* in geschrumpften und fragmentierten Gegenwart.

Es geht nicht mehr eindeutig um das Überleben wie in der Urzeit, nicht mehr um die Natur wie in der Vormoderne oder um die Organisation wie in der Moderne als Zeit-, Rhythmus- oder Taktgeber. Es geht um das *Allerlei und Vielerlei von Zeiten*, das sich in der Person verdichtet. *Alles gleichzeitig. Und zwar sofort!* (vgl. Geißler 2004)

Postmoderne Zeiten sind *vielfältige Zeiten*. Zeiten werden differenziert, pluralisiert, fragmentiert und vergleichzeitigt. Arbeitszeiten, Beziehungszeiten, Familienzeiten, Erziehungszeiten, Konsumzeiten und Zeiten unterwegs in der ganzen Welt. Hinterlegt durch die allgegenwärtigen Zeiten im Netz. Die sind immer und überall, quasi als mitlaufende zusätzliche immerwährende Zeitqualität.

Je schneller ich das hinkriege mit der Anreicherung meines Erlebens durch alle möglichen Erfahrungen, umso mehr Leben kann ich in dem einen, das ich habe, zusätzlich noch mit unterbringen. Und wenn mal gerade nix ist mit Erleben, dann wische ich über mein Display und siehe da, eine neue Möglichkeit tut sich auf. Mir gefällt das! Das sind die verlockenden Aussichten, die nach den Begrenzungen, die die Beschleunigung, weil sie nicht beliebig gesteigert werden kann, letztlich doch aufzeigt, nun im Konzept der Vergleichzeitigung aufgehoben werden. Ihre Musterschüler sind die *Simultanten* (vgl. Geißler 2004), *die Multitasking-Master of Disaster*, die immer und überall alles gleichzeitig können, tun und wollen!

Dazu kommt: Heute ist die „Knappheit der Zeit und die Vordringlichkeit des Befristeten“ – auch das ist ein Luhmann-Zitat aus dem Jahre 1968 (!) – nicht selten ein *Statussymbol bzw. ein Privileg*. „Zeitwohlstand“ haben eher diejenigen, die gesellschaftlich ausgegrenzt als Wohnsitz-, Obdach- oder Arbeitslose unterwegs sind. Diese haben Zeit genug, um sich ihre Gegenwart zwischen sentimental besetzten (und damit begrenzten) Vergangenheiten und wenig vielfältigen, sondern sehr begrenzten Zukünften unter den Großstadtbrücken zusammen zu konstruieren. Sie leben deshalb umso mehr in diesem gegenwärtigen Augenblick. Zugedeckt mit einem Medium, dessen Nutzung heute eher stagniert. Hier macht die gute alte Zeitung noch Sinn. Sie schützt vor den Nebenwirkungen des Zeitwohlstandes. Wer will das heute noch? Außer denjenigen, die nur mehr zynisch oder selbstzerstörerisch mit der angesagten Zeitvielfalt und –knappheit zurecht kommen.

„Eigentlich bin ich ganz anders, nur komme ich so selten dazu“ – in diesem Horvarth’schen Satz finden sich auch die Musil’schen Männer und Frauen ohne Eigenschaften wieder. Und in den Sehnsüchten, die daraus entstehen.

Das ist der Preis der postmodernen, vielfältigen und gleichzeitigen Möglichkeiten, die einhergehen mit einer neuen Qualität von Knappheitserfahrungen. Wenn diese Erfahrungen ernst genommen und beachtet werden, sind sie günstigstenfalls auch ein postmoderner Gewinn im Hinblick auf eine Neuausrichtung der zeitlichen Wirklichkeitskonstruktionen. Ein möglicher Gewinn bestünde darin, die zeitlichen Rationalisierungen – zumindest zeitweise - ruhig zu stellen. Und in den entstehenden zeitlichen Biotopen *den Emotionen ihre Rückkehr zu erlauben*. Dann könnte die Zeit wieder unmittelbar „gefühl“ und mit Gefühlen gefüllt werden, statt sie an- und aufzufüllen, und meist zu überfüllen. Auch, oder gerade in den Weiten der medialen Welten. Alle Zeiten der Welt, die das Netz so bietet. Die – und eben auch noch ganz andere Zeitqualitäten, die es (wieder) zu entdecken gilt. Das alles wären „postmoderne Zeiten“ als Gewinn für die dann vielleicht nicht mehr ganz so erschöpften „Selbsts“ (Ehrenberg 2008).

„Anything goes“ – so das Motto der Postmoderne. Es heißt um die Zeitdimension erweitert: „Anything goes – aber it goes auch vorbei!“ Nicht so in den Weiten des Netzes. Da hat alles seinen unauffindbaren Ort. Aber behält es auch seine Zeit?

Literatur

- Dostojewski, Fjodor M. (1992): Der Idiot. 23. Aufl. der Neuausgabe v. 1983, München, Piper-Verlag.
- Ehrenberg, Alain (2008): Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft der Gegenwart. Frankfurt: Suhrkamp.
- Geißler, Karlheinz A. (2004): Alles. Gleichzeitig. Und zwar sofort. Unsere Suche nach dem pausenlosen Glück. Freiburg, Herder Verlag.
- Geißler, Karlheinz A. (2011): Alles hat seine Zeit, nur ich hab' keine. Wege in eine neue Zeitkultur. München, Oekom-Verlag.
- Geißler, Karlheinz A./Orthey, Frank Michael (1998): Der große Zwang zur kleinen Freiheit. Berufliche Bildung im Modernisierungsprozess. Stuttgart: Hirzel.
- Gronemeyer, Marianne (1996): Das Leben als letzte Gelegenheit. Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit. Darmstadt, Primus Verlag.
- Hoeg, Peter (1995): Der Plan von der Abschaffung des Dunkels. Roman. München, Wien, Hanser-Verlag.
- Luhmann, Niklas (1968): Die Knappheit der Zeit und die Vordringlichkeit des Befristeten. In: Die Verwaltung 1/1968, S. 3-30.
- Lyotard, Jean-Francois (1988): Beantwortung der Frage: Was ist postmodern? In: Welsch, Wolfgang (Hg.): Wege aus der Moderne. Weinheim, S. 193-203.
- Orthey, Frank Michael: Das aufgelöste Subjekt und seine Freunde. In: Ricarda T.D. Reimer/Markus Walber (Hg.): Im Auge des Subjekts. Festschrift zum 65. Geburtstag von Wolfgang Wittwer. Berlin 2008, S. 9 – 22.
- Orthey, Frank Michael (2013): Systemisch führen. Grundlagen, Methoden, Werkzeuge. Stuttgart: Schäffer-Poeschl.
- Rosa, Hartmut (2005): Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne. Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag.
- Schmahl, Kurt (1988a): Industrielle Zeitstruktur und technisierte Lebensweise. In: Zoll, Reiner (Hg.): Zerstörung und Wiederaneignung von Zeit. Frankfurt am Main, Suhrkamp-Verlag, S. 344 – 370.
- Wehmeyer, Grete (1993): prestiößimo. Die Wiederentdeckung der Langsamkeit in der Musik. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Zoll, Reiner (1988b): Zeiterfahrung und Gesellschaftsform. In: Zoll, Reiner (Hg.): Zerstörung und Wiederaneignung von Zeit. Frankfurt am Main, Suhrkamp-Verlag, S. 72 – 88.

Autor

Dr. phil. habil. Frank Michael Orthey (1961)

Trainer und Berater für Lern-, Führungs- und Modernisierungsprozesse, Einzel- und Gruppencoaching, Zeitberatung, Autor, Lehrbeauftragter an der Hochschule für Philosophie München, Freizeit-Kirchenmusiker und Hobby-Rennfahrer.

Anschrift: Matterhornstraße 23a, 81825 München, E-mail: Frank@Ortheys.de, www.orthes.de